

Ina Schabert

Die Entstehung der Münchener Shakespeare-Bibliothek: Ein Feenmärchen

(Festrede anlässlich der Gründungsfeier der Bibliothek am 4. Juni 2024)

Wie angekündigt, wird mein kleiner Vortrag von der Entstehung der Münchener Shakespeare-Bibliothek berichten. Wenn ich einen solchen Rückblick ausgerechnet nach 60 Jahren unternehme -- und nicht nach 50 oder 100 Jahren –, so habe eine Rechtfertigung dafür gefunden bei einem Spezialisten für Rückblicke, nämlich bei dem von mir sehr geschätzten Autor Sir Walter Scott.

Dieser erklärt im Vorwort zu seinem ersten historischen Roman *Waverley*, dass 60 Jahre ein idealer Zeitabstand seien, um von einem Ereignis zu erzählen, ohne dass man, entweder – weil es allzu weit zurückliegt – in romantische Vergangenheitsschwärmerei verfällt oder – weil das Ereignis sich erst kürzlich zugetragen hat – das historisch Besondere noch nicht so recht sichtbar ist. Scott befolgt den Rat im derart eingeleiteten Werk, wie er es schon mit seinem Alternativtitel ankündigt: *Waverley, or, 'Tis Sixty Years Since*. Durch diesen prominenten Präzedenzfall ermutigt, erlaube ich mir also heute, von der ebenfalls 60 Jahre zurückliegenden Entstehung der Münchener Bibliothek zu berichten – allerdings nicht in der epischen Breite eines Scottschen Romans (dafür ist das Thema auch nicht ausreichend sexy). Nur insofern in Scottscher Manier, als auch ich aus mehreren Perspektiven erzählen möchte. Und zwar sowohl aus der rückblickenden Mythisierung, wie sie Wolfgang Clemen gepflegt hat (und auf die mein Feentitel anspielt), als auch aus einer wissenschaftsgeschichtlichen Retrospektive.

Die eine Version, die Clemen selbst immer wieder gern erzählte, ging so:

Eines Morgens, im Shakespeare-Jubiläumsjahr 1964, saß er am Schreibtisch in seinem Büro im Englischen Seminar der Universität (damals noch im Hauptgebäude, über diesem Saal, im 2. Obergeschoss), als plötzlich drei gute Feen sein Zimmer betraten. Sie erschienen nicht in Gestalt bezaubernder junger Damen, vielmehr waren sie -- wie die Feen im Theater der Shakespearezeit – männlichen Geschlechts. Es waren drei ältere Herren aus dem Vorstand der VolkswagenStiftung in Hannover. Sie hätten viel Gutes über ihn gehört, so sagten sie, und sie seien gekommen, um ihm einen Wunsch zu erfüllen – was immer er im Rahmen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit sich wünschen würde, werde genehmigt – Kosten spielten dabei keine Rolle. Ohne lange nachzudenken, habe er spontan geantwortet, er möchte eine Shakespeare-Bibliothek haben. Also nicht Geld für eigene Forschungsreisen, für Einladungen

von Gastprofessoren oder Stipendien für Promovenden. Sondern eine Bibliothek als Ort, wo sämtliche Literatur von und über Shakespeare zugleich präsent und unmittelbar zugänglich sein würde. Der Wunsch wurde prompt und großzügig erfüllt. Schon 1965 konnten wir in einem angemieteten Wohnzimmer mit Kohleofen, in einem abbruchreifen Gebäude der Schellingstr. 7, die ersten angelieferten Bücherschätze einsehen; ein Jahr später breitete sich der stets wachsende Bestand im großen hellen Bibliotheksraum im Neubau Schellingstr. 3 aus.

In der Folgezeit – so lässt sich zu Clemens Erzählung hinzufügen – gab es weitere gute Feen für die Bibliothek. Eine davon war der ganz unfeenhaft aussehende Bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß. Auf Clemens persönliche Bitte bei einem Empfang der Bayerischen Staatsregierung hin ließ Strauß, ganz unbürokratisch schnell, für die Bibliothek eine Zeitstelle entfristen -- und zwar in einer Zeit, in der sich das Finanzministerium sonst gegen jeden Entfristungsversuch sperrte. Dies ermöglichte die segensreiche Kontinuität der 40jährigen Bibliotheksleitung durch Ingeborg Boltz. Und als später die Förderzeit durch die VolkswagenStiftung auslief, wurde deren märchenhafte Großzügigkeit fortgeführt von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der LMU, und danach vonseiten der Carl-Friedrich-von Siemens-Stiftung. So konnte die Bibliothek kontinuierlich mithalten mit dem rasch anwachsenden Literaturangebot zur Shakespeareforschung im weitesten Sinn.... Und kürzlich muss es noch eine andere gute Fee gegeben haben, die die Bibliothek davor geschützt hat, in die sterilen Bücheretagen des Philosophicums integriert und damit praktisch aufgelöst zu werden.

Meine zweite Erzählung wendet sich ab von dem Feenmärchen und macht deutlich, dass Wolfgang Clemens angeblich spontaner Bibliothekswunsch in übergreifenden wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklungen und wissenschaftspolitischen Überlegungen verhaftet war.

Denn die Hochschätzung einer Präsenzbibliothek als Voraussetzung gründlicher und zugleich zeitökonomischer wissenschaftlicher Arbeit, und der praktische Einsatz für eine solche Bibliothek waren etwas, für das Wolfgang Clemen längst ein Vorbild hatte in seinem von ihm bewunderten Vater, dem Kunsthistoriker Paul Clemen. Dieser baute als erstes, nach seiner Berufung 1902 zum Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Bonn, eine Spezialbibliothek für sein Fach auf, die sodann eine Modellfunktion für kunstwissenschaftliche Institute an deutschen Universitäten haben sollte. – Der Vater mag ebenfalls die Anregung gegeben haben für das empirische Wissenschaftsideal, das der Hochschätzung von

Bibliotheken und Archiven zugrunde liegt – das Bestreben, erst alle Befunde möglichst vollständig zu sammeln, bevor es dann weitergehen kann. Denn das Lebenswerk Paul Clemens ist es gewesen, sämtliche Kunstdenkmäler der damaligen preußischen Rheinprovinz (ein Gebiet, das sich von Saarbrücken im Süden bis zu Kleve im Norden erstreckte) bis ins Kleinste zu inventarisieren; diese Arbeit hat er in unglaublichen 56 Bänden dokumentiert [und sie wurde vor allem wichtig für den Kunstschutz in den Weltkriegen].

Für Wolfgang Clemen hat allerdings die Forschungsbibliothek neben der rein informativen auch eine mahnende, lenkende Funktion gehabt. Immer wieder hat er sich, in fast allergischer Weise, gegen eine einseitige ideologische Vereinnahmung von Kunst und Literatur ausgesprochen, wie sie als negative Erinnerung an die nationalsozialistische Zeit bei ihm sehr präsent war. Diese Erinnerung hat ihn kontinuierlich dazu angehalten, jeglicher pauschalen Deutung, Zweckbestimmung und ideologisch motivierter Sinnzuschreibung von Literatur zu misstrauen und vor ihr zu warnen. Das Problem wurde für ihn von neuem aktuell mit der Dominanz ostdeutscher marxistisch orientierter Positionen in der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft – dieser ostdeutsche Sonderweg führte im Jahr 1964 auch zur Abtrennung einer Deutschen Shakespeare-Gesellschaft West von der Weimarer Gesellschaft. Eine Bibliothek aber (und damit komme ich zurück zum Thema), eine Bibliothek, in der man die ganze Spannweite des zeitübergreifenden Denkens und Wissens ständig vor Augen hat, ist eine wertvolle Hilfe im Kampf gegen einseitige dogmatische Inanspruchnahmen von Literatur.

Die allgemeinen wissenschaftsgeschichtlichen Vorgaben im Jahr von Wolfgang Clemens Bibliotheksgründung entsprachen allerdings nicht der akademischen Pionierzeit des frühen 20. Jahrhunderts, der Zeit also, in der Paul Clemen seine kunstgeschichtliche Bibliothek aufbaute. Während damals noch jede Informationshilfe willkommen war, war die Situation 1964 – zumindest was die Shakespeareforschung anbetraf -- im Gegenteil eher gekennzeichnet von einem „embarras de richesses“, einer Überfülle an inzwischen angesammeltem Forschungswissen. Aber auch da erschien es angebracht, einmal anzuhalten und alles bereits vorhandene Material als Grundlage für die weitere Forschung zusammen zu ‚stellen‘ (auch im wörtlichen Sinn), um es zu sichten, bevor man neue Arbeiten plante.

Zu der Zeit, als die drei Feen von der VolkswagenStiftung in München erschienen, hatte Clemen gerade einen programmatischen Aufsatz verfasst mit dem Titel „Wo stehen wir in der Shakespeare-Forschung?“. Er lässt dort die verschiedenen Forschungsrichtungen Revue passieren – von der (für ihn niemals abgeschlossenen) Erschließung der „vielschichtigen Wirklichkeit der Stücke“, bis zu dem, was wir heute Background- und Rezeptionsforschung

nennen und was er als „Umweltforschung“ bezeichnet. Mit seiner Aufzählung umreißt er zugleich das anspruchsvolle Anschaffungsprogramm für die erwünschte Bibliothek: Sie sollte zum ersten alle Shakespeare-Texte von den Quartos und Folios des 17. Jhd bis zu den wissenschaftlichen Editionen des 19. und 20. Jahrhunderts zur Verfügung stellen, um die hier festgehaltene Entstehungs- und Bedeutungsgeschichte sichtbar zu machen. Und nicht nur die englischen Texte, sondern auch die zahlreichen Dokumente der deutschen Übersetzungsgeschichte (von Schlegel/Tieck bis Frank Günther). Ferner müsste sie die Quellen und Vorbilder, vor deren Hintergrund Shakespeares eigene, besondere Intentionen sich klarer abzeichnen, verfügbar machen. Die biographische Forschung zu Shakespeare muss ebenfalls vertreten sein, inklusive der unendlichen Geschichte des Zweifels an seiner Autorschaft oder Existenz. Idealerweise sollte auch jede dokumentierte Interpretation von Shakespeares Werk in den Regalen zu finden sein – sei es die Interpretation durch wissenschaftliche Bücher und Aufsätze, oder durch die Inszenierung der Dramen im Theater und im Film, oder ihre kreative Rezeption in neuen literarischen Werken. Und es sollten auch die Dokumente und Studien zur historischen Kontextualisierung der Werke möglichst vollständig vertreten sein. – In der 60jährigen Geschichte der Bibliothek, so lässt sich im Rückblick sagen, wurden diese Vorstellungen optimal realisiert – besondere Raritäten lassen sich in den kopierten Texten finden, die z.T. aus entlegensten Quellen aus aller Welt zusammengeholt wurden. Die Aktenordner mit diesem Material prägen das ungewöhnliche Bild der Bibliotheksregale (cf. das Photo auf der elektron. Einladung).

Die mit dem Sammeleifer, also dem kumulativem Bibliotheks- und Wissenschaftsprogramm verbundenen Tätigkeiten der sorgfältigen Textlektüre, des Zusammentragens und Vergleichens der Befunde, und der Ergänzung und Abgleichung durch die Sekundärliteratur, wurden jahrzehntelang gepflegt in Clemens Seminaren. Dieser bescheidene, aber selbständige Umgang mit den Texten hat manchmal zu banalen Ergebnissen --und Selbstspott – geführt, niemals aber zu der Versuchung, fremdes Wissen einfach zu plagieren. Ein frühes Zeugnis besonders gründlicher Aktivität dieser Art in Buchform ist Clemens eigener Kommentar zum Drama *Richard III*. Es war das exemplarische Unternehmen, das in zahlreichen Einzelstudien vorliegende Wissen zu einem Shakespearestück, in einer Modell-Lektüre des Textes zu verbinden. Ein späteres kollektives Dokument solcher Bemühungen war das von ihm angeregte *Shakespeare-Handbuch*, In seinem Geleitwort bezeichnet er es als „eine Gemeinschaftsarbeit von Mitgliedern der Münchner Shakespeare-Bibliothek“. Es gab zwar niemals eine solche Mitgliedschaft, doch in der Tat hätte ohne die praktische Unterstützung durch die Bibliothek ein solches Unternehmen scheitern müssen, das, in Clemens Worten,

„eine neue Summe des Shakespeare-Verständnisses“ zieht. Für den Begriff der ‚Summe‘ – *summa* – hatte er eine besondere Vorliebe: das aus der Theologie entlehnte Wort ist geeignet, die wissenschaftliche Aktivität des Zusammenstellens und Koordinierens zu adeln. Und es bestätigt seine (heute kaum noch nachvollziehbare) Zuversicht, dass daraus *eine* stimmige Gesamtsicht resultieren würde.

In dieser Zuversicht transzendiert Clemen im Aufsatz von 1964 das kumulative Programm. Er schlägt vor, in der Shakespeareforschung ein „Moratorium“ einzuschalten - eine Rückbesinnung, die zu einer „Koordinierung der heterogenen Forschungszweige“ und der „Integrierung der Einzelerkenntnisse in ein (!) Gesamtbild“ führen würde. Damit hebt er sich von der Tradition der reinen Wissensanhäufung ab und gibt dieser den Sinn, der (so denke ich) sie eigentlich erst rechtfertigt. Seine eigenen interessantesten und zukunftsweisenden Arbeiten sind aus der also angemahnten gedanklichen Aufarbeitung und Verallgemeinerung der Bestandsaufnahmen entstanden.

So zeigt er mit der Zusammenschau von Einzelbefunden zu Shakespeares Dramen literarhistorische Entwicklungsprozesse auf.

Er arbeitet mit textbezogenen Vergleichen von Shakespeares Werken mit denen seiner Zeitgenossen Alternativen und Rivalitäten zwischen den Autoren der Epoche heraus.

Und er denkt den Vergleich des Dramenwerks von Shakespeare mit den Werken seiner Vorgänger und Nachfolger derart weiter, dass zeitübergreifende, komplexe Phänomene des literarischen Einflusses und des Stilwandels sichtbar werden.

In solcherart vergleichenden Arbeiten, die er auch bei seinen Schülern anregte, verbinden sich gleichsam die Bücher und Büchergruppen aus den verschiedenen Regalen der Bibliothek; im Zusammentreffen entwickeln sie ihr eigenes Leben. So sind weitere Bücher und Aufsätze mit neuen Einsichten entstanden zu Shakespeares Werk, zum Denken seiner Zeit, zu der literarhistorischen Vergangenheit, die jenes Werk möglich gemacht hat, und zur literarhistorischen Zukunft, die es mitgestaltet hat.

Nachfolgende Generationen von Shakespeare-Forschern haben solche Begegnungen zwischen verschiedenartigen Wissens- und Denkbereichen weitergeführt und komplexer, aber auch kontroverser gestaltet. Damit haben sich zugleich die Anforderungen an den Buchbestand der Bibliothek stetig erweitert. Das traditionelle Wissen über Shakespeare wurde zu bis dahin ignorierten Wissensbereichen in Beziehung gesetzt: Shakespeare wurde innovativ gedeutet aus der Perspektive der politischen Wissenschaften, der Soziologie, der Psychologie oder auch der dekonstruktivistischen Philosophie. Neue Erkenntnisinteressen, z.B. die Orientierung hin

auf Ethnizität, Geschlechterforschung und Ökologie, führten ebenfalls dazu, dass man Shakespeare neu und anders zu lesen begann. Andererseits wurde das bei Shakespeare festgehaltene Wissen aber auch genutzt, um aktuelle Positionen zu relativieren und in Frage zu stellen. Die so entstehende, widersprüchliche Vielfalt hat die vormals eher friedliche Bücheranreihung in der Shakespeare-Bibliothek in Bewegung gebracht, hat sie in Stellung gebracht zu einem Krieg der Bücher, einem „Battle of Books“ (Allan Bloom vs. Terence Hawkes, Stephen Greenblatt vs. Carl Schmitt, Stanley Wells vs. Elizabeth Winckler ...). Aber der Bericht darüber gehört nicht mehr zur Gründungsgeschichte.